

(Nachdruck verboten.)

44]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Der arme Körper der Toten war aufgerieben durch die Mühsal des Lebens, verbraucht bis auf den letzten Mustel.

Fritz biß sich auf die zuckenden Lippen.

Ja, die hatte gelitten, alles getragen ohne Klage, als etwas Selbstverständliches, bis dieses weiche Herz völlig zermürbt war. Dann in einem plötzlichen Ausbruch seines Schmerzes: „Du arme Mutter, wieviel hast Du verheimlicht, um so ungehindert Dich hinzugeben mit Leib und Seel für die, die Du geliebt hast!“

Gusti nickte. Sie hatte die Augen nicht abgewendet von der Verbliebenen und, als spräche sie zu sich selbst, in Lauten voll tiefer Innerlichkeit, sagte sie leise: „Sie hat uns geliebt — sie hat uns glücklich gemacht. — Mutter, ich möchte werden wie Du!“

Kein Ton des Selbstvorwurfs klang hindurch, nur ein heißes Sehnen nach gleicher Hingabe, nach einer Liebe, die ohne Grenzen ist und unvergängliche Liebe in den Herzen der andern zurüchläßt.

Fritz hörte es, und betroffen blickte er in dieses von warmem Empfinden durchglühte Mädchengesicht vor ihm.

Jedem Weilschmerz fremd schien es, wie jeder unfruchtbaren Reue. — In ihrem Herzen hatte sie nie gesündigt. Und in ihm ist's wie ein Erkennen, ein Verstehen und ein Verzeihen.

Zum erstenmal finden sich ihre Hände zusammen, und während ihre Augen auf die Tote gerichtet bleiben, fühlen sie das frische, warm pulsierende Leben in ihren Adern und das Trostreiche, Glückverheißende ihrer gegenseitigen Nähe.

Wieder ertönte die Glocke. Sie eilten an die Thür. Ein Kommissionär stand davor, mit einem mächtigen Kranz von frischen Blumen.

Dicht hinter ihm war Witte die Treppe heraufgestiegen. Als er die kostbare Spende, ein Zeichen teilnehmender Freundschaft, bemerkte, fragte er hastig nach dem Spender.

Der Kommissionär übergab ihm eine Karte.

Von Edmund Reich. Ueber Wittes abgehärmtes Gesicht zuckte ein Strahl von Freude.

„Der ist treu. — Das ist lieb, sehr lieb von ihm!“

Er selbst übernimmt den Kranz und mit beiden Händen ihn vor sich hin haltend, betritt er die Wohnstube.

„Von Reich!“ rief er Luise entgegen, als könne er es kaum erwarten, sie von dieser Botschaft in Kenntnis zu setzen. „Er schickt diesen prachtvollen Kranz, — weiße Rosen und Veilchen, — ihre Lieblingsblumen. — Seine Teilnahme rührt mich tief, aber sie ist begreiflich; hier seine Karte!“

Luise griff danach. Ein p. t. in der Ecke, sonst kein Wort. Sie starrte regungslos auf die Buchstaben.

„Wir wollen der Mutter den Kranz auf den Sarg legen,“ sagte Witte, und verließ die Stube, um seine Absicht auszuführen.

Luise will ihn zurückrufen. Nur ein heiserer Ton ringt sich aus ihrer Kehle. Da stürzt sie ihm nach, eilt ihm voraus in das Leichenzimmer und stürzt sich über die Tote.

Sie hebt den Arm wie zur Abwehr, als gelte es, die Leblose zu schützen vor Entheiligung.

„Nein!“ bebend, ersticht, in namenloser Angst ruft sie's ihm zu. „Sein Kranz soll sie nicht berühren!“

Der Vater sieht tief betroffen in ihr totenblasses Gesicht, in die verstörten Augen.

Wahnt er, was in ihr vorgeht? — Er läßt den Kranz fallen. — Seine Beine beginnen zu zittern — er setzt sich auf einen Stuhl. Für den Vater war's der Zusammenbruch seines inneren Menschen.

26. Kapitel.

Es war ein kalter, nebelgrauer Nachmittag, an dem Frau Elise auf dem protestantischen Friedhof vor der Mayleinsdorfer Linie bestattet werden sollte.

In dem großen, von einem Gitter umsäumten Hofe, wo die Friedhofskapelle mit dem schönen Kuppeldach, eine Schöpfung Hansens, sich erhebt, waren eine Anzahl Wagen aufgestellt.

Die Kapelle war mit Blumen geschmückt und glänzend erleuchtet.

Der Herr Superintendent hatte seines Amtes gewaltet, nun setzte die Orgel ein und feierlicher Gesang, weithin vernehmbar, tönte dazwischen.

Dieser Aufwand galt nicht der armen Elise. Es war eine vornehme Leiche, deren Einsegnung in der gedrängt vollen Kirche soeben stattgefunden und welcher der Herr Superintendent einen schwingvollen Nachruf gehalten, in dem er die Tugenden der Verstorbenen in überschwenglicher Weise gefeiert. Die Einsegnung der Armenleiche sollte am offenen Grab erfolgen.

Der Vikar und der Kirchendiener warteten auf ihr Erscheinen bereits fünf Minuten.

Sie hatten ihre Winteröde an, rieben sich die Hände und zeigten sich sehr erboht über die Verzögerung.

Endlich traf die Armenleiche ein. Vier Männer in schäbigen, schwarzen Mänteln trugen den Sarg. Unmittelbar dahinter schritten Witte und Fritz, die einzigen männlichen Leidtragenden; in einiger Distanz folgten die weiblichen, es waren Frauen aus der Nachbarschaft, die den Töchtern der Verstorbenen den Vortritt gelassen.

Die Träger hatten die Weisung erhalten, ohne Aufenthalt vorwärts zu gehen. Durch ein zweites Gitterthor betraten sie den beschneiten Friedhof und schritten auf den schlecht ausgeschauelten Wegen dahin.

In diesem Augenblick fuhr ein Unnumerierter in den Hof. Tini sprang heraus, in schwarzer, einfacher Kleidung. Sie befragte den Thorwart und eilte den Dahinschreitenden nach.

Sie wollte nicht fehlen, sie hatte die gute Frau Witte so gerne gehabt.

Sie durchbrach die Reihen — bereitwillig machte man ihr Platz — und gelangte in die vorderste zu den Mädchen.

Sie begrüßte sie stumm und blieb an ihrer Seite.

„Du sollst es nicht als Teilnahmslosigkeit ansehen, wenn er nicht kommt,“ flüsterte sie Luise ins Ohr. „Er geht nie zu Begräbnissen. Es erscheint ihm zu schrecklich, es irritiert seine Nerven; wie könnte er abends spielen. — Er hat mich, es Dir zu sagen.“

Luise antwortete nicht. — Hatte sie es gehört?

Ihr Gesicht war noch blässer geworden als vorhin, ihre Lippen preßten sich fester zusammen und die matten Augen blickten geradeaus über den weiten beschneiten Kirchhof, wo unter Baumgruppen Hügel an Hügel und Kreuz an Kreuz sich reihte. Aus schlichtem Holz waren die einen, aus kostbarem Marmor die andern Kreuze; heute waren sie alle unter einer weißen, alles nivellierenden Decke begraben.

Zu Polstern gehäuft lag der frische, flodige Schnee auf ihnen, jede Ausladung, jeden Bogen, jedes Gesimschen gleichmäßig bedeckend. Auch die niedergelegten Kränze aus frischen Blumen hatte weiße, spitz zulaufende Müschen aufgesetzt, unter denen die roten Kamelien und Rosen frisch und farben schön hervorlugten.

Wohl nicht lange mehr, ihre Kehlen waren bereits durchfault.

Der Zug bewegte sich lautlos vorwärts, an hohen Cypressen und Trauerweiden vorüber, die unter der Schneelast sich bis zum Boden neigten.

Viele der jungen Zweige waren geknickt und hingen, nur noch lose verbunden, tief herunter.

Die Leichenträger hatten solche Hindernisse wohl zu beachten, nichtsdestoweniger schritten sie tapfer vorwärts.

Luise hatte Mühe, ihnen zu folgen; ihre Glieder zitterten Sie sah in die weiße Luft, aus der die großen Schneeflocken langsam aber unaufhörlich herniederfielen, einem Schleier gleich, der mit der Entfernung immer dichter und dichter wurde. Dahinter war nichts mehr zu unterscheiden, die Konturen zer-rannen ins Unbestimmte, lösten sich gleichsam in Nichts auf.

Die Männer mit den beschneiten Kragen, die schwanfende Last auf den Schultern, waren eine Strecke voraus, als bald

selbst in weißlichen Nebel gehüllt und Luise hinter ihnen her wandelnd, erschien sich selbst als ein Schatten, der der toten Mutter in dieses Nebelland folgte, um nie mehr wiederzukehren. Todessehnsucht erfüllte sie.

Man hatte aufsteigend die Abteilung betreten, in welcher die Schachtgräber sich befanden. Es war ein ödes, baumloses Terrain, in gleichmäßige Parzellen geteilt, von denen jede acht Gräber umfaßte. Und jedes Viereck hatte seine acht winzigen Holzkreuze, wo auf Blechschildchen die Namen der Darunterliegenden verzeichnet waren. Ein fuhhoher Larus, ein gaußiges Immergrün sprießt hie und da aus dem lehmigen Boden. Und hie und da war ein thönerner Engel, ein Bildchen, ein Perlenkranz dicht unter das Kreuzchen gelegt, unsäglich traurig, dürftig, unschön das alles.

Unter den Weibern, die der Frau Witte die letzte Ehre erwiesen, erhob sich ein Flüstern der Mißbilligung:

„Jetzt kommt die Arme wirklich in ein Schachtengrab.“
— „Ganz schrecklich.“ — „Sie können kein andres bezahlen,“ raunte Frau Schönbrunner ihrer Nachbarin, der Milchfrau, so laut zu, daß es auch die andern verstehen konnten. „Sie sind ganz auf der Daden.“ — „Da sieht man am besten, was das für Leute sind, und dabei der Hochmut.“ — „Hochmut kommt vor dem Falle,“ murmelte eine aus der dritten Reihe.

„Und ihre noblen Freund', wo sind denn die heut geblieben.“

„Nur der Schloffer geht mit der Leich'.“
„Wenn meine Tochter g'wußt hätt', daß es ein Schachtbegräbniß wird, wär' sie gewiß nicht mit'gangen, noch dazu is sie mit der Equipage gekommen,“ bemerkte Frau Schönbrunner mit unsäglichem Stolz.

„Mein Gott, man thut's ja nur der Seligen zu Lieb',“ replizierte die Fleischerin, die sich auch nichts vergeben wollte, „sie war eine gute Haut.“

„Sie kann einem leid thun; ich mein', wenn man sein ganzes Leben schon nix hat, dann möcht' man doch wenigstens a schöne Leich' haben.“

„Aber ich bitt' Sie, was wollen Sie denn, das sind ja gar keine Christen, das sind ja nur Evangelische — weiß man's denn, ob die in den Himmel kommen?“

„Gar ja Ned'.“

Man hatte die offene Grube erreicht. Die Träger hatten Halt gemacht und den Sarg auf die nebenliegenden Bretter gestellt.

Einige Tagelöhner waren noch beschäftigt, den Schnee aus der Grube herauszuschaukeln, aber der Klister wartete nicht, bis dies geschehen. Er hatte Eile. Die Luft war aber auch so feuchtkalt und unangenehm, man mußte trachten, fertig zu werden.

Er traf seine Anordnungen, half den Priester in sein Gewand und die Ceremonie begann, noch ehe die Leidtragenden sich zu postieren gewußt. Rasch, ohne Pathos und Sentimentalität, ohne sich bei den Tugenden der Verbliebenen aufzuhalten, mit denen er sonst die Herzen zu rühren pflegte, murmelte der Vikar die üblichen Sprüche und Gebete herunter und schloß mit der schon bei „besseren Leichen“ verwendeten Tendenz: „Wenn Menschen auseinander gehen, dann sagen sie auf Wiedersehen.“ Und noch einige Worte mit dem verheißenden Blick nach oben, dann breitete er seine Hände aus, um den letzten Segen zu spenden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mannesmut.

Von Camille Méchant.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Als sie nicht länger daran zweifeln konnten, daß ihre Hoffnungen auf Gehaltszulage anlässlich des Jahreswechsels auch dieses Mal wieder getäuscht worden seien, bemächtigte sich der Beamten der „Securitas“, Allgemeine Versicherungsgesellschaft, eine tiefe Depression. Man sah einander traurig, mit Thränen in den Augen an, und jeder Brust entrang sich der nämliche Fluch:

„Filsige Gesellschaft!“

Dann, wie auf Kommando, richteten sich die Augen aller fragend, erwartungsvoll auf Herrn Stillfried Dupin, den ältesten Schreiber des Instituts.

Der verehrte Leser möge sich nicht verleiten lassen, von dem Vornamen Stillfried Schlüsse auf das Wesen seines Trägers zu

ziehen. Weit entfernt davon, still und friedlich zu sein, war Herr Dupin ganz im Gegenteile ein jähzorniger, cholertischer, freitauchiger Charakter.

Zwanzig lange Jahre Bureaudienst hatten das ihrige dazu beigetragen, seinen schon an und für sich recht schwach entwickelten Humor vollständig zu mumifizieren. Eine unheilbare Magenkrankheit, die ihm mitunter große Schmerzen verursachte, war auch nicht gerade dazu angethan, seine Laune zu verbessern.

Hauptsächlich aber hatten die außergewöhnliche Langsamkeit des Abancements bei der „Securitas“, Allgemeine Versicherungsgesellschaft, und die durch besagte Langsamkeit verursachten geistigen Emotionen ihm die Galle ins Blut getrieben.

Von neun bis zwölf Uhr vormittags und von zwei bis fünf Uhr nachmittags hörte man Stillfried beständig ächzen, stöhnen, schimpfen:

„Das Leben ist ein Jammerthal! Alle Vorgesetzten sind Lumpel! Der Bureaudienst ist die reine Zwangsarbeit! Wenn ich bloß wüßte, welcher Teufel mich damals geritten hat, bei der „Securitas“ einzutreten! Wenn ich das bloß wüßte! Ein Glück, daß ich nur noch fünf Jahre habel! Fünf Jahre — dann haben wir's geschafft! Dann geht's in Pension! Gott! wird das ein schöner Tag sein! Ich glaube, ich werde noch vor Freude verrückt, wenn ich daran denke, daß ich dann den „Herren Vorgesetzten“ meinen ganzen Groll, meinen ganzen Haß und alle während fünfundsanzig langer Jahre stumm ertragenen Demütigungen ungestrukt ins Gesicht schleudern kann!“

Inzwischen — bis zu diesem heißersehnten Tag der Freude und der Rache — beugte sich Stillfried, so oft einer der „Herren Vorgesetzten“ auf der Bildfläche erschien, über sein Papier und bemühte sich, den Eindruck zu erwecken, als wenn er angestrengt arbeitete.

Seit ein paar Tagen freilich war die Stimmung bei Stillfried umgeschlagen: man hatte ihm 300 Frank Gehaltszulage versprochen.

Anlässlich dieser schönen Zukunftsmusik hatte Herr Dupin seinen Kollegen bereits etliche „Ragen“ spendiert. Und nun war auch er um seine Zulage betrogen!

Als er die Blicke aller auf sich gerichtet sah, überkam Herr Stillfried das Gefühl seiner Wichtigkeit. Er begriff, daß man von ihm etwas Schreckliches erwartete.

Wleich vor Wut, erhob er die geballte Faust drohend gegen einen unsichtbaren Feind und schrie mit Stentorstimme:

„Lumpenpaß!“

Den Zuhörern schien dies wenig zu imponieren, denn eine wahre Flut von mehr oder weniger deutlichen Anspielungen, bissigen, höhnischen, sarkastischen Bemerkungen und faulen Witzen entfuhr über den unglücklichen Stillfried.

„Armer Kerl!“

„Und wir haben seine Zulage schon begossen!“

„Ja, ja, das Fell des Wären . . .!“

„Und ich sage Euch, ich krieg's doch, jawohl!“ brüllte Stillfried, alle übertönend.

„Ach, quatsch doch nicht! Gar nichts kriegst Du! Nicht einen Centime!“ schrie Herr Aristide Pourrot. „Du wirst Dich nicht mal beschweren! Hier, wo's kein Vorgesetzter hört, hier riskierst Du 'ne Lippe, natürlich! Aber vorm Herrn Generaldirektor untersteht Du Dich nicht, den Mund aufzutun!“

„So? Wirklich? Wie kannst Du's wagen, Du . . .!“

Man mußte sich ins Mittel legen. Stillfried Dupin wollte sich auf seinen Kollegen Pourrot stützen.

„Na, Ihr werdet mal sehen, ob . . .!“ brüllte er. „Ich sollte nicht wagen, den Mund aufzutun? Ich werde zum Herrn Generaldirektor gehen . . . und ihm sagen . . . ihm sagen, was . . . was ich ihm eben zu sagen habel!“

„Das thust Du doch nicht, Stillfried!“ schrie das ganze Bureau.

„Das thue ich doch nicht? So? Und wer wird mich daran hindern? Ihr kennt mich nicht, sage ich Euch! Der Teufel soll mich auf der Stelle holen, wenn ich nicht zum Herrn Generaldirektor gehe!“

Und um zu zeigen, wie ernst es ihm mit seinen Worten sei, ergriff er sein Lineal und brach es mitten durch.

II.

„Na, Stillfried?“

„Was?“

„Wirst Du heute Dein Versprechen halten?“

„Kümmere Dich nicht um Sachen, die Dich nichts angehen!“ Jeden Tag wurde Herr Stillfried Dupin bei seinem Erscheinen im Bureau mit Zurufen und ironischen Fragen begrüßt:

„Na, vielleicht heute nachmittag?“

„Das wußte ich ja! Ein Mann ein Wort!“

„Aber im Ernst: worauf wartest Du eigentlich?“

„Du hättest Dich schon vor acht Tagen beschweren müssen!“

„Er wartet, bis er pensioniert wird,“ brummte Aristide Pourrot. Mehr als jeder andre besaß Herr Pourrot die Gabe, Stillfried in Wut zu versetzen. Er warf Pourrot einen verächtlichen Blick zu und sagte dann, an die Gesamtheit der Kollegen gewendet:

„Ihr fragt, worauf ich warte?“

„Ja.“

„Nun, ich warte . . .“

Eine Sekunde allgemeiner Spannung.

„Ich warte auf meinen neuen Anzug,“ vollendete Stillfried. „Zur Beschwerde beim Herrn Generaldirektor habe ich mir einen neuen Anzug bestellt.“

Die Beamten brachen in ein hellerschallendes Gelächter aus. Schmeicheleien wie „Prachthansl“, „Großmaull“ und ähnliche wurden Herrn Dupin an den Kopf geworfen, und bis zum Bureau-schluss war er die Zielscheibe der ärgsten Spöttereien.

Aber zwei Tage später dachte niemand mehr daran, zu lachen oder zu spotten: Herr Stillfried Dupin erschien in einem tadellosen, neuen Gehrod. Auf seinem Gesicht war ein feierlicher Ernst ausgebreitet.

„Nicht möglich!“ murmelte Aristide Bourrot. Schweigend genoss Stillfried eine Weile den Triumph seiner Rehabilitation, dann setzte er den Beamten seine Pläne auseinander:

„Ich werde nicht nur in eigner Sache sprechen, sondern auch für die Interessen aller meiner Kollegen eintreten. Man weiß unsern Dienstleister augenscheinlich nicht gebührend zu schätzen. Wir haben nur Pflichten, aber keine Rechte. Es ist nicht mehr als recht und billig, wenn der Herr Generaldirektor diesem unerträglichen Zustand endlich einmal ein Ende macht!“

Man bereitete dem Redner eine begeisterte Ovation. Wie durch Zaubermacht kam es einem jeden plötzlich zum Bewusstsein, daß er von Stillfried von jeher eine unbegrenzte Achtung und Ehrfurcht empfunden hätte; und Herr Dupin, am Abend vorher geschmäht und verhöhnt, verließ an diesem Tage das Bureau, begleitet von der Liebe und dem Wohlwollen aller Kollegen.

III.

Während er wichtig, mit erhobenem Kopf, stolz auf die Mission, welche er zu erfüllen hatte, nach dem Direktionsgebäude ging, wiederholte Stillfried in Gedanken die Einleitung der Rede, welche er dem Herrn Generaldirektor zu halten beabsichtigte:

„Entschuldigen Sie meine Vermessenheit, Herr Generaldirektor, und seien Sie überzeugt, daß es mir unendlich leid thut, Ihnen einige Minuten Ihrer überaus kostbaren Zeit rauben zu müssen.“

In der Besorgnis, ein Teil der vorzubringenden Gründe könnte infolge einer leichtbegreiflichen Aufregung seinem Gedächtnis im richtigen Moment entfallen, war Dupin so vorsichtig gewesen, das, was er sagen wollte, aufzuschreiben und auswändig zu lernen.

Und er war befriedigt, sehr befriedigt, namentlich vom Anfang seiner Rede:

„Entschuldigen Sie meine Vermessenheit, Herr Generaldirektor.“

Der Satz klang gut. Er ließ erkennen, daß sein Autor die Sprache leicht und gewandt zu behandeln verstand.

Plötzlich befand sich Stillfried vor einem großen, feierlichen Gebäude, über dessen Portal in dicken Goldbuchstaben die Worte „Direktion der „Securitas“, Allgemeine Versicherungsgesellschaft“, prangten.

Herr Dupin war überrascht, so schnell an seinem Bestimmungsort angelangt zu sein. Er war eigentlich noch nicht darauf gefaßt. Ihm fehlte es noch an der nötigen — Sammlung. Er zögerte. War der Augenblick, dem Herrn Generaldirektor gegenüberzutreten, wirklich gekommen?

Dann aber dachte er an die Kollegen, welche alle Hoffnung auf ihn gesetzt hatten, an die Gehaltszulage, welche man ihm versprochen, aber nicht gegeben hatte, . . . und er trat ein.

„Das Sprechzimmer des Herrn Generaldirektors?“

„Eine Treppe hoch.“

„Dank!“

Mit klopfendem Herzen stieg er die Treppe hinauf. Oben empfing ihn ein langer Schlingel von Bureaubediener.

„Ist der Herr Generaldirektor zu sprechen?“

Der Bureaubediener maß ihn von oben bis unten.

„Will mal nachsehen.“

Und er entfernte sich ohne sonderliche Eile. Herr Stillfried Dupin benutzte diese letzte Frist, um noch einmal seine Rede zu wiederholen:

„Verzeihen Sie . . . Verzeihen Sie meine . . . meine Kühnheit . . .“

War es die Gemütsbewegung, welche ihm die Kehle zusammenschürzte, oder eine momentane Gedächtnisschwäche, — Thatsache ist, daß Herr Dupin sich der so sorgsam ausgearbeiteten Rede nicht mehr erinnerte!

Dagegen erinnerte er sich deutlich, daß der Herr Generaldirektor den Ruf eines ungeduldigen, leicht gereizten Vorgesetzten genoss. Welche Meinung mußte der Herr von ihm bekommen, wenn er anfangen würde, zu stottern?

Stillfried hörte Bourrot spotten:

„Vorn Herrn Generaldirektor untersteht Du Dich nicht, den Mund aufzukun!“

Das Blut schoß ihm in heißen Wellen ins Gesicht. Große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

„Entschuldigen Sie, bitte, Herr Generaldirektor . . . Entschuldigen Sie, Herr Generaldirektor . . .“

Der Anblick des Bureaubedieners, welcher wieder in der Thür des Wartezimmers erschien, brachte Herrn Dupin vollends aus der Fassung.

„Empfängt der Herr Generaldirektor?“ fragte er mit der uneingelegten Hoffnung, daß seine Frage mit einem „Nein!“ beantwortet werden möchte.

„Er wird Sie in zwei Minuten empfangen,“ entgegnete der Bureaubediener.

Herr Stillfried Dupin erblähte, erröte, geriet an seinem Hemdfragen, als drohte er, zu ersticken.

„Ahl . . . Sehr schön! . . . Ich . . . ich werde morgen wiederkommen . . .“ stammelte er endlich kaum hörbar.

Und fort war er. —

Kleines feuilleton.

I. **Trockenraucher und Raucher.** Das Tabakrauchen ist durchaus nicht ein „Ding an sich“, dessen Eigenschaften und Folgen immer die gleichen sein müssen. Es dürfte schon heikel genug für einen Arzt oder Hygieniker sein, sich auf den Standpunkt zu stellen: Sage, ob Du rauchst, und ich sage Dir, wer Du bist, d. h. gesundheitslich bist. Nichtiger würde es vielleicht sein, wenn man den Satz abänderte: Sage mir, wie Du rauchst. . . . Nicht nur die Menge und die Art des genossenen Tabaks, sondern auch die Gewohnheiten beim Rauchen selbst sind für die Möglichkeit einer gesundheitlichen Gefahr ausschlaggebend. Ueber diesen Punkt hat Dr. F. Bamberger aus Kissingen in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ eine lehrreiche Auslassung veröffentlicht. Er unterscheidet darin in erster Linie zwei Arten des Rauchens, deren Vertreter er mit den Bezeichnungen **Raucher** und **Trockenraucher** belegt. Die Bedeutung dieser Begriffe versteht sich ziemlich von selbst. Die **Trockenraucher** sind saubere Leute, die ihre Cigarre entweder nur aus der Spitze oder doch so rauchen, daß das in den Mund eingeführte Ende bis zuletzt vollständig trocken bleibt. Auch die Pfeifenraucher rechnet Dr. Bamberger zu dieser Klasse. Die **Raucher** dagegen fangen schon damit an, daß sie ihre Cigarren mit Speichel befeuchten und dann weiterhin nicht ausschließlich mit dem äußersten Teil der Lippen halten, sondern tief in den Mund stecken und einem förmlichen Kauakt unterwerfen. Die Wirkung des Tabaks muß bei beiden Gruppen eine recht verschiedene sein. Die **Trockenraucher** können sich die im Tabak enthaltenen Gifte (Nicotin, Pyridinbasen, Ammoniak, Blausäure, Schwefelsäure, Methyloamin usw.) nur auf zwei Wegen einverleiben: einmal dadurch, daß der eingeogene Rauch feinstgigigen Bestandteile zum Teil in der feuchten Mundhöhle zurückläßt, von wo aus sie mit dem Speichel verschluckt werden können, und andererseits dadurch, daß der ausgepustete Rauch mit der Luft wieder eingeatmet wird. Die **Raucher** befinden sich unter denselben Gefahren, aber in ungleich höherem Maße. Gerade am Stummelende der Cigarre sammelt sich das Nicotin an, das der **Raucher** nun ausfangt, so daß es dem Magen zugeführt wird. Auch hält ein vollständig durchweichter Cigarrenstummel andre im Rauch befindliche Gifte natürlich viel leichter zurück als ein trodener. Ist ein solcher Raucher gleichzeitig noch ein Liebhaber des Alkohols, so wird die Gefahr noch bedeutender, weil die im Alkohol löslichen Gifte in Verbindung mit diesem Stoff weit leichter vom Magen wirklich aufgenommen werden. Dabei braucht der **Raucher** noch gar nicht ein eigentlicher Trinker zu sein, sondern nur überhaupt gelegentlich Alkohol zu genießen. Dr. Bamberger neigt zu der Ansicht, daß das **Trockenrauchen** nur geringe Gefahren für die Gesundheit in sich schließt und daß alle Fälle wirklicher Schädigungen im Gefolge des Rauchens auf **Raucher** zu beziehen sind. Die **Cigarettenraucher** sind allerdings auch gewöhnlich **Trockenraucher**. Bei ihnen vergrößert sich aber der schädliche Einfluß einmal durch das Hinunterschlucken des Rauchs und zweitens dadurch, daß gewöhnlich eine große Menge von Tabak, nämlich bis zu 60 Cigaretten täglich, verbrannt wird. Nach diesen Ausführungen müßte man das **Tabakrauchen** für das Schlimmste halten, aber in dem **Kautabak** ist überhaupt nur sehr wenig Nicotin vorhanden. Auf das Nicotin scheint es jedoch nicht allein oder auch nur in erster Linie anzukommen, denn die nicotinarmen **Havana-Cigarren** führen ebenso häufig zu chronischer Vergiftung wie etwa die nicotinreiche **Virginia**. —

Musik.

Seit einigen Jahren hat sich die Oper „Der polnische Jude“ von Karl Weis auf verschiedenen Bühnen als eines der künstlerisch besten und für die Ausübenden dankbarsten musikalisch-dramatischen Werke bewährt. Vor etwa zwei Jahren haben sie die Stuttgarter bei ihrem hiesigen Gastspiel gebracht, und vorgestern (Freitag) hat sich sogar unsere sommerliche Morwiz-Oper im Schiller-Theater an sie herangemacht. Der Inhalt ist eine der eckigsten Dorfgeschichten von Erdmann-Charitän und wurde von zwei Deutschen zum Operntext zurechtgemacht. Dieser ragt über den Durchschnitt weit hinaus. Die Geschichte von dem Birke, der seinen mitleidigen Verhältnissen durch den Nord an einem bei ihm eingekerkerten polnischen Juden aufhilt, dann reich wird, seine Tochter gut verheiratet, aber seit jener Nacht immer von der Erinnerung an ein Schellengestirn verfolgt wird und nun durch das Eintreten eines andern polnischen Juden in einen seelischen Zustand gerät, der durch schreckhafte Traumbilder zum Tode führt, ist eine treffliche Grundlage für eine dramatische Musik. Der Komponist hat nun zwar nicht soviel aus der Situation herausgeholt, wie es wohl möglich sein würde, ist nicht überreich an thematischer Erfindungskraft und weicht dem Krassen nicht ganz aus. Dafür aber ist seine Musik meisterhaft in der knappen Präcision den Charakteristika, in dem getreuen Eingehen auf die Entwicklung des ganzen, und doch auch reich an lyrischen Wendungen, soweit sie genau in den Zusammenhang passen. Gut psychologisch, mit einem Wort. Wenn man an die Aufführung, die übrigens eine doppelte Befehung

der Hauptrolle in Reserve hat, mit der jener Theater-Gesellschaft nötigen Nachsicht herangeht und mit einem guten Markieren der Hauptrolle zufrieden ist, so kann man das Geleistete billigen. Martha Schereschewsky ragt wohl als die künstlerisch bedeutendste Kraft hervor; doch neben ihr zeigt auch Margarethe Frankenstein eine bereits ziemlich gute Sangeskunst, von Richard Michèle gilt dies wenigstens einigermaßen, und andre hielten sich teils auf, teils etwas über dem dortigen Gesamtniveau. Für die Hauptrolle, die des Wirtes, möchten wir allerdings eine solche künstlerische Kraft haben, wie es beispielsweise der uns im Vorjahr als Gast bekannt gewordene Dr. Rudolf Pröll ist. Gustav Waschow, den wir vom Theater des Westens her kennen, besitzt zwar eine schöne und schön gebildete Stimme und giebt sich auch Mühe, den Vortrag und das Spiel dramatisch zu gestalten. Daß es aber dabei zu einer echten Größe käme, dazu genügt theatralische Geschäftlichkeit allerdings noch nicht. — Das Werk heißt „Volksoper“ und könnte diesen Titel entbehren. Es strebt nach keiner außerordentlichen Popularität, ist aber in seiner künstlerischen Redlichkeit doch noch geeigneter dazu, volkstümlich zu werden, als wenn es eigens darauf ausgegangen wäre. —

Meteorologisches.

— Die Ursache der diesjährigen Sommer-Hitze. Arthur Stengel schreibt in den „Hamburger Nachrichten“: „... Seit Anfang Juli hält sich die Temperatur fast auf dem ganzen Kontinent, abgesehen von vereinzelt lokalen Depressionen, in einer die normale wesentlich übertreffenden Höhe, und am 16. Juli erreichte sie allenthalben einen Maximalwert, wie ihn die wissenschaftliche Meteorologie seit vielen Jahrzehnten nicht zu verzeichnen hatte. Am Nachmittag dieses Tages stieg nämlich das Thermometer beispielsweise in Hamburg auf 34 Grad, in Hannover auf 34 Grad, in Magdeburg auf 36,4 Grad, in Berlin auf 35 Grad und in Wien auf 34 Grad Celsius, in manchen Gegenden wurden sogar noch höhere Werte registriert, und in südlicheren Ländern, wie Italien, Spanien usw. wurde wohl die 40 erreicht oder überschritten. Diese ungewöhnlich lange Hitzeperiode, die naturgemäß im allgemeinen eine ausgesprochene Trocken- oder Dürreperiode war, ist jedoch nicht die erste im laufenden Jahre; um die Mitte des Mai und ganz besonders vom Ende Mai bis nach Mitte Juni herrschten schon relativ hohe Temperaturen, deren Maximum mit 28 Grad Celsius auf den 27. Mai fiel, während die Maxima der letzten heißen Periode auf den 1., 7., 13., 15. und 16. Juli trafen. Ebenso beschränkt sich die Hitze und Dürre der letzten Zeit keineswegs nur auf Deutschland allein: Oesterreich, Frankreich, England, Spanien, Italien usw. wurden gleich stark von ihr betroffen, ja auch in Nordamerika wurden Wärmegrade beobachtet, wie sie seit Jahrzehnten nicht vorgekommen sind. Eine weitere Charakteristik dieses Jahres bilden die überaus zahlreichen, meist sehr heftigen Unwetterkatastrophen: verheerende Gewitter mit zündenden und tödenden Blizschlägen, Hagelschlägen von seltener Eisfülle und Wolkenbrüchen, die vielfache Ueberschwemmungen hervorriefen, sowie eine Menge Menschenleben und Viehstumm vernichteten. Die letzte und zugleich traurigste solcher Katastrophen betraf bekanntlich San Juan del Monte in Manila in den Tagen des 10. bis 12. Juli und forderte Hunderte von Menschenleben. Verschärft wurden hier die schon herrschenden tropischen Wolkenbrüche noch durch den Ausbruch des Vulkans Taal, der etwa gleichzeitig erfolgte, wie die Erdbeben von Briançon und St. Catherine, Barcelona und San Sebastian am 12. und 13. Juli.“

Halten wir nun in der Geschichte nach Jahren mit ähnlichem meteorologischen Charakter Umschau, dann treffen wir zunächst auf die Jahre 1892/93, deren Sommer ebenfalls sehr bedeutende Wärme- und Dürreperioden brachten, deren Intensität allerdings diejenige des Sommers 1904 nicht erreichte; Trockenzeiten brachten ferner die Jahre 1882 und 1883, 1870 bis 1874, 1857 und 1858 usw. Damit stimmt nun aber recht genau der Gang der Sonnenfleckenhäufigkeit überein, der bekanntlich an eine (kleinste) Periode von 11,25 Jahre gebunden ist; ja auch die außerordentlich trockenen und heißen Sommer der Jahre 1826, dann in fernerer Vergangenheit 1725, 1637, 1536/39/40, 1466/67, 1470/72—74, 1303—1305, 1135—38, 869—872 u. s. f. reihen sich ungezwungen in jene Periodizität ein. Andererseits charakterisieren sich als ganz besondere Hochflutjahre mit exorbitanten Witterungserscheinungen die folgenden: 1896/97, 1784, 1675, 1573, 1565, 1453, 1353, 1342, 1231, 1118, 961, 886, 785, 674 und 454, denen meist fast genau die Maximaljahre der Nordlichter und der Sonnenflecke entsprechen, die sich in Perioden noch höherer Ordnung von 111,25 und 222,5 Jahren wiederholen.

Nach J. Hann läßt sich überhaupt in den Variationen der Jahresmittel der Temperatur, namentlich im Tropengürtel, aber auch in den gemäßigten Breiten die Sonnenfleckenperiode wiederfinden und zwar tritt das Maximum der Temperatur ein in den Jahren der Sonnenfleckenminima, umgekehrt sind die Jahre mit großer Häufigkeit der Sonnenflecken im allgemeinen kühle Jahre. Obgleich nun die Wichtigkeit dieses Satzes in keiner Weise angezweifelt werden darf — denn in der That strahlt die Sonne in fleckenreichen Jahren weniger Wärme aus, wie in fleckenarmen —, so scheint er doch den obigen Ausführungen und vor allem der diesjährigen heißen Sommerwitterung während des gegenwärtigen Fleckenmaximums zu widersprechen. Indessen die Sache erklärt sich

folgendermaßen. Für das europäische Festland bildet der Atlantische Ozean gleichsam das große Wasserreservoir, aus dem die Atmosphäre ihren Feuchtigkeitsgehalt schöpft und ihn durch die Südwestpassate in Gestalt von Wolken und Niederschlägen zuführt. Wird nun dieses Wasserreservoir von der Sonne stark geheizt, sodas es bedeutende Wasserdampfmengen abgiebt, was eben in den Flecken-Minimaljahren der Fall ist, dann ziehen Depressionen mit Niederschlägen in großer Zahl über unsern Kontinent, und das Wetter ist feucht und trübe. Vermindert sich indessen die Sonnenstrahlung in den Flecken-Maximaljahren, dann bleiben jene atlantischen Wasserdampfmassen auch mehr aus, und über dem europäischen Festlande herrscht andauernde Trockenheit und Hitze. Auf diese Weise erscheint der Widerspruch beseitigt und zugleich auch der Witterungscharakter des diesjährigen Sommers hinreichend erklärt. . . . —

Humoristisches.

— Die Kleinen Würstel. Bauer: „Wo bleiben die Würstl?“
Kellnerin: „Da liegen s' ja auf 'm Kraut!“
Bauer: „Ja so, ich hab' g'meint, dös is Kümme!“ —
— Ja, sol „Ja, was haben Sie denn gemacht, daß Sie so aussehen?“
— Nichts — i' bin gestern bloß aus unfrem Verein ausgetreten! —
— Berufs-schädigung. A.: Wenn Sie der Sängerin nicht kündigen, dann ziehe ich aus!“
B.: „Aber erlauben Sie, Herr Doktor, bei Tag singen ist doch keine Ruhestörung!“
A. (Zahnarzt): „Das nicht, — aber alle Patienten kehren auf der ersten Treppe um!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Otto Puschian, der Direktor der Vereinigten Stadttheater in Köln, ist 46 Jahre alt in Oberstdorf im Allgäu gestorben. Puschian war von 1887—1900 am Berliner Schauspielhaus tätig. —
t. Eine Aufnahme der gesamten Küstenlinien und Häfen der Philippinen macht gegenwärtig die geodätische Behörde der Vereinigten Staaten. Nach den bisherigen Ergebnissen besitzt diese Inselgruppe eine Küstenlänge von 11 400 englischen Meilen oder rund 18 500 Kilometer, was die Küstenlänge der Vereinigten Staaten um das Doppelte übertrifft. Auf jedes Quadratkilometer der Fläche ist ein Kilometer Küstenlinie zu rechnen, während das entsprechende Verhältnis in den Vereinigten Staaten 555 : 1 beträgt. Die Philippinen umfassen beinahe 1700 benannte Inseln, insgesamt aber verzeichnen die neuesten und genauesten Karten etwa 3000 Inseln und Eilande. —
— Vom landwirtschaftlichen Departement in Washington erhält jedes Parlamentsmitglied für den Kreis, den es vertritt, auf Wunsch bis zu 12 500 Samenproben. In kurzer Zeit wurden nicht weniger als 88 Millionen Samenproben zusammengestellt. —
— Ein Meteor, dessen Gewicht auf 60 Centner geschätzt wird, ist kürzlich unter blendenden Lichterscheinungen bei Kenyon (Michigan) niedergegangen. Der glühend heiße Stein grub sich 30 Fuß tief in den Erdboden. —
— Ein Hundstagsvergnügen. Anlässlich der gegenwärtigen Brüsseler Kirmes erinnert die „Etoile Belge“ an ein Volksfest, das die ehemaligen Bewohner der belgischen Hauptstadt in dem Vororte Forest zu feiern pflegten. In den heißesten Julitagen, gewöhnlich am Kirmesdienstag, zogen Bänden von Männern und Frauen in aller Frühe zur Stadt hinaus. Die Spitze des Zuges bildeten Gruppen von Lustigmachern, die sich bei Tröblern mit dem nötigen Aufspug versehen hatten. Am Bestimmungsort angelangt, besetzten die Ausflügler einen ungefähr zwei Hektare großen, ziemlich steilen Rasenabhang des Vossegat-Thales, aßen, tranken, sangen und umschlangen sich schließlich paarweise, um sich unter lautem Jubel den Abhang hinabrollen zu lassen. Gegen Tageschluss wälzten sich, wie die Chronikschreiber berichten, wohl 8—10 000 Menschen auf diese Weise auf dem Rasen herum, und zwar mit aller Ungebundenheit, die derartige Leibesübungen im Gefolge haben können. — Im Egerland heißt man dieses „Vergnügen“ „Butterfabrikwäzeln“. —
— Reverend B. Shaw, Pastor einer Kirche in Milwaukee, hat mit verschiedenen Geschäftsleuten ein Abkommen getroffen, nach welchem diese ihre Waren an einer hierfür reservierten Wand in der Kirche anpreisen können. Man kann also daselbst in der Kirche während des Gottesdienstes nachlesen, wo man die weichste Unterwäsche, den stärksten Whisky, das angenehmste Abführmittel und die besten Würstl bekommt. —
— Wei der Hitze nicht! Vor dem Schöffengericht in Konstanz stand dieser Tage eine resolute Milchfrau. Einem Zeugen fiel es zu, die hässlichen Verhältnisse der Landwirtin zu schildern, und er meinte schließlich: „Sie hat halt die Hosen an.“
„Ist das wahr?“ fragte der Richter.
„Wei der Hitze nicht,“ antwortete die Frau in sehr entschiedenem Tone. —